Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **24 (1942)**

Heft 2

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 9. Januar 1942. Erscheint jeden Freitag 24. Jahrgang Nr. 2

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.80, halbjährlich Fr. 6.10 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 14.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur

Inseraten-Annahme: August Fisz A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Nachrichten der Woche

Inland.

In seiner Neujahrsansprache appellierte Bundespräsident Etter an die Opferbereitschaft des ganzen Schweizervolkes, in der Zusammenarbeit mit der Regierung die großen Schwierigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiete überwinden zu helfen, dabei aber auch die schweren Prüfungen anderer Völker lindern zu suchen. Durch den Beweis der seelischen Widerstandskraft müsse das Jahr 1942 zu einem Jahr der nationalen eidgenössischen Bewährung gestempelt werden, der Bewährung der sozialen Gerechtigkeit und des sozialen Friedens, gegenseitiger eidgenössischer und christlicher Hilfsbereitschaft gegenüber den Armen, Schwachen und Notleidenden, der Bewährung in den innerpolitischen Auseinandersetzungen, der Bewährung des festen Vertrauens und des unbeugsamen Glaubens an die Zukunft des Landes.

Am Neujahrstag fanden im Bundeshaus die üblichen Neujahrsempfänge des Bundespräsidenten statt.

Mit dem 1. Januar ist das Bundesgesetz über das Anstellungsverhältnis der Handelsreisenden in Kraft getreten, durch welches die vertraglichen Beziehungen zwischen den Handelsreisenden und ihren Prinzipalen in umfassender Weise geordnet sind.

Die Eidg. Preiskontrollstelle weist erneut darauf hin, daß alle Warenpreise, Entgelte und Tarife jeder Art, sowie Mietzinse vor der Genehmigung durch die Preiskontrollstelle weder angeboten, noch gefordert, noch angenommen werden dürfen.

Laut Verfügung des eidg. Volkswirtschaftsdepartements sind Unternehmungen, die ständig mindestens hundert Arbeiter beschäftigen, zur aktiven Mitwirkung bei der Lebensmittelerzeugung für ihre Arbeitnehmer verpflichtet. Die Bereitstellung der erforderlichen Landkomplexe ist nun der speziell hiefür der Sektion für landwirtschaftliche Produktion und Hauswirtschaft im Kriegsernährungsamt angegliederten Gruppe „Landbeschaffung" übertragen worden.

Die zweite schweiz. Aerztemission für die Ostfront hat Bern verlassen. Sie besteht aus 28 Aerzten, 26 Krankenschwestern, 4 Krankenwärtern, 7 Chauffeuren, 4 Sekretären. Sie wird die erste Aerztemission, die nun drei Monate wirkte, ablösen.

Die gesamte Bevölkerung der Schweiz zählt am 1. Dezember 1941, hat gegenüber 1930 um rund 200,000 Seelen zugenommen und beträgt rund 4,250,000 Seelen.

Der Schweizer Rundspruch blickt auf das erste Dezenniums seines Bestehens.

Am 7. Januar ist in Basel der sechste Sonderzug mit 456 erholungsbedürftigen belgischen Kindern eingetroffen. Bei sämtlichen Kindern ist Unterernährung festgestellt worden.

Ausland.

Am Neujahrstag richteten verschiedene Staatsoberhäupter und Regierungsvertreter an ihre Völker Botschaften im Sinne ihrer Politik. Bedeutsam sind vor allem die Ansprachen von Reichskanzler Hitler und Marschall Pétain.

Das Kriegsdepartement der USA. stimmte einem Plane zu, wonach Frauen als Freiwillige der Armee in den Dienst der Luftstreitkräfte hinter der Front aufgenommen werden können.

Premierminister Churchill ist von Kanada wieder in Washington eingetroffen, wo weitere britisch-amerikanische Konferenzen stattfinden.

Nachdem das Exekutivkomitee des all-indischen Kongresses in einer Resolution gegenüber den für ihre Freiheit kämpfenden angegriffenen oder unterdrückten Nationen seine Sympathie zum Ausdruck gebracht und damit deren Kriegspolitik gebilligt hat, hat Gandhi, der die Teilnahme an jeder Art Krieg aus Grund des Prinzips der Gewaltlosigkeit ablehnt, seinen Rücktritt von der Führung des Kongresses erklärt.

In Washington haben am 1. Januar sechsundzwanzig Regierungen, die sog. Alliierten, eine Erklärung unterzeichnet, in der sie sich verpflichten, all ihre Hilfsmittel gegen die Achsenmächte einzusetzen und keinen gesonderten Waffenstillstand oder Separatfrieden abzuschließen.

Ein gemeinsames Oberkommando für alle alliierten Streitkräfte müßte gemäß Erklärungen der führenden Staatsmänner der Alliierten auf unüberwindbare Schwierigkeiten stoßen, nachdem der Krieg den ganzen Erdball umfaßt. Hingegen ist ein gemeinsames Oberkommando für Ostasien geschaffen worden mit General Wavell (Großbrit.) als Oberkommandierenden der gesamten verbündeten Streitkräfte im südwestlichen Pazifik, Generalmajor Brett (USA) (Oberkommandierender der amerikanischen Armeeluftwaffe), als Stellvertretender Oberkommandierender; Admiral Hart (USA), (Chef der amerikanischen Flotte im Pazifik) als Oberbefehlshaber der gesamten Seestreitkräfte und General Pownall (Großbrit.), (Oberkommandierender der britischen Streitkräfte in Singapur) als Generalstabschef General Wavells. Marschall Tschiang Kaishek übernimmt den Oberbefehl über die gesamten Land- und Luftstreitkräfte auf dem chinesischen Kriegsschauplatz, inkl. Thailand und Indochina

In einer Botschaft an den amerikanischen Kongreß proklamierte Präsident Roosevelt den lokalen Krieg der U. S. A. zusammen mit den andern alliierten Mächten gegen die gemeinsamen Gegner. Das Kriegsbudget Amerikas für das kommende Finanzjahr, beginnend am 1. Juli, stellt mit 56 Milliarden Dollars mehr als die Hälfte des Betrages des voraussichtlichen Nationaleinkommens dar.

Aegypten hat die diplomatischen Beziehungen zur Regierung von Vichy, sowie zu Bulgarien und Finnland abgebrochen.

Der deutsche Außenminister von Ribbentrop ist zu einem offiziellen Besuch in Budapest eingetroffen.

Kriegsschauplätze. Ostfront: Die russische Gegenoffensive machte an allen Frontabschnitten, mit Ausnahme des finnischen Sektors, weitere, zum Teil sehr bedeutsame Fortschritte, stößt jedoch seit einigen Tagen vor allem im Sektor vor Moskau immer mehr auf wirksamen Widerstand der deutschen Truppen.

Afrika: Bardia ist von den britischen Truppen erstürmt worden. Bei Agedabia ist jedoch vorläufig der britische Vormarsch zum Stillstand gelangt.

Ostasien: Die Japaner befinden sich auf allen Kriegsschauplätzen des Pazifik auf dem weiteren Vormarsch. Manila ist von ihnen besetzt worden. — Hingegen haben die chinesischen Truppen bei Tschangtscha einen Sieg davongetragen.

Wir lesen heute:

Lina Bögli †
Vom Frauenhilfsdienst im Ernstfall
Wir machen es so

Für die Familie

Die zürcherisch-kantonale Kommission zur Förderung der Literatur hatte 1941 einen Betrag aus dem kant. Literaturkredit für Arbeiten zum „Lob der Familie" ausgesetzt. Von den eingegangenen Arbeiten ist uns die vorliegende in freundl. Weise von der Erziehungsdirektion zum Erstabdruck überlassen worden. Red.

Die Kraft der Familie

Im „Fähnlein der sieben Aufrechten" erzählt uns Gottfried Keller, daß Frymann, der Vater eines verliebten und umworbenen Mädchens seinem Freunde Hediger, dem Vater des verliebten und werbenden Jünglings, sagt: „Es geht gegen mein Gefühl, unser altes bewährtes Freundschaftsverhältnis in ein Verwandtschaftswesen umzuwandeln. Was, wir sollten uns mit Familienverdrießlichkeiten und gegenseitiger Abhängigkeit beladen? Nein, bleiben wir bis zum Tode innig verbunden, aber unabhängig voneinander."

Dieser Ausspruch klingt uns im ersten Moment vielleicht etwas absonderlich und befremdend. Und doch liegt ihm eine tiefe Wahrheit zugrunde. Es ist sicher einfacher und leichter, außerhalb des Familienkreises „Freundschaft in der Freiheit" zu erwerben und zu bewahren, als im engen Schoß und in den kleinen Alltäglichkeiten der Familie neben Eltern und Geschwistern zu leben und miteinander auszukommen.

Wenn wir an unsere Jugend denken, so wissen wir, daß es ein gewisses Alter gibt, in welchem die Buben und Mädchen vieles lieber tun, als in der Familie zu bleiben. Vereine, Freundschaften, Ideale füllen ihr äußeres und inneres Leben aus, und sie empfinden die Zeit, die sie in ihrer Familie zubringen müssen, oft als Einengung und lästige Verminderung ihrer Unabhängigkeit. Sie würden wohl das Wort Frymanns dreimal unterschreiben, da ja auch auf ihnen gerade das Gefühl des Abhängigseins von Familienrücksichten so schwer lastet.

Aber was würde aus dem jungen Menschen, wenn er seinem natürlichen Unabhängigkeitsdrang zügellos ausgeliefert wäre? Darum ist ihm die Familie gegeben als erste und strengste Erzieherin zum Leben in der Gemeinschaft. Wenn uns Personen begegnen, die ohne jede Rücksichtnahme und ohne jedes Zeichen von Mitgefühl oder von Nächstenliebe neben ihren Mitmenschen leben, so ist unser Urteil über die Erziehung, die sie in und durch ihre Familie erhalten haben, vernichtend. In seiner Familie nämlich lernt der junge Mensch, bewußt und auch oft unbewußt, durch das Beispiel und durch gute und schlimmere Erfahrungen, daß das Zusammenleben nur dann schön ist und Segen bringt, wenn jeder das Seinige zu diesem Zusammenleben beiträgt. Er lernt das Rücksichtnehmen auf andere, schon in den Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des täglichen Lebens: Rücksicht auf den Schlaf der kleineren Geschwister, Rücksicht auf das Ruhebedürfnis oder die Beschäftigung des Vaters, Rücksicht auf die Arbeit der Mutter. Der junge Mensch lernt Geduld haben mit den Fehlern und den Schwächen der andern, da er ja spürt, daß auch die andern mit seinen Fehlern und Schwächen Geduld haben müssen. Er lernt Gerechtigkeit üben, aufrichtig und ehrlich selbst dann, wenn diese Gerechtigkeit sich gegen ihn selber richten muß.

So wird die Familie auch zur ersten und natürlichen staatsbürgerlichen Erzieherin des jungen Menschen. Denn wer in der Jugend gelernt hat, sich in die Familiengemeinschaft einzuordnen, der wird in seinen reifen Jahren ein nützliches Glied der Gemeinschaft und des Staates sein; und wer in der Familiengemeinschaft nicht gelernt hat, sich guten Willens einer Autorität zu unterziehen, der wird dies in der Vaterlandsgemeinschaft nur sehr schwer lernen. Wer aber in der Familie gelernt hat, die „Liebe in der Gebundenheit" in sich selber zu entwickeln, für den wird es in der Gesellschaft und im Staate ein Leichtes sein, die von Gottfried Keller in seiner Erzählung so gefeierte „Freundschaft in der Freiheit" mitzugestalten. Und das ist ja der Kernpunkt unserer lebendigen schweizerischen Demokratie.

Aber die Familie ist nicht nur die strenge Erzieherin ihrer Glieder — sonst müßten wir ja beinahe dem Vater Frymann und der freiheitsdurstigen Jugend, welche Unabhängigkeit von Familienbanden als Idealzustand verherrlicht, recht geben — sie ist viel mehr noch für ihre Glieder die Quelle der Kraft und des inneren Reichtums.

Die meisten Menschen erwerben nur in der Familie und durch die Familie jene Lebenssicherheit und jenes Maß an Lebensfreude, welches ihnen zur Führung ihres Lebens notwendig ist. Wenn diese inneren Freudenquellen versagen, so schwinden für den Menschen die stärksten lebenerhaltenden und lebenbejahenden Kräfte. Einzig geordnete, wenn auch noch so bescheidene Lebensverhältnisse bieten dem Menschen die wahre Freiheit zur sittlichen und religiösen Arbeit an sich selber. Wahre Freiheit bedeutet ja nicht völlige Ungebundenheit, sondern ein bewußtes und gewolltes „Darüberstehen" inbezug auf alle Bindungen. Die wahre Freiheit ist die Loslösung von allem Egoismus und aller blinden Ichbezogenheit. Zu dieser Loslösung, zu dieser wahren Freiheit aber kommt der Mensch nur durch die Liebe. Es ist die Liebe, die den Kreis des selbstsüchtigen Ich sprengt, den Nebenmenschen sucht und findet und sich ihm schenkt. Es ist die Liebe, die bereit ist, Gemeinschaft zu halten in guten und in bösen Tagen, in ereignisreichen Stunden wie im kleinen Alltag. Es ist die Liebe, die gewillt ist, den Nebenmenschen zu verstehen und ihn in allem zu ertragen, ihn neben sich zu dulden und ihm sogar den Vortritt zu lassen.

Solche wahre Liebe aber ist ein Geschenk der göttlichen Gnade. Sie allein hält die Familie gegen alle spaltenden Kräfte im innersten zusammen und bebaut sie zu fruchtbarem Pflanzland. Und so gibt die Familie dem jungen Staatsbürger, wenn er ins öffentliche Leben tritt, den Geist mit hinaus, der das Zusammenleben im Staate und das Zusammenleben der Staaten am besten zu gestalten vermag.

Hermine Frymann und Karl Hediger, sie vertrauen auf die Kraft der Liebe und darum wagen sie es zu beweisen, daß man auch „in engen Familienbanden" „innig verbunden" bleiben könne, daß dieses innige Verbundensein durch die engen Familienbande nicht notwendig verkümmern müsse, sondern im Gegenteil in rei-

Die Menschen sind zur Zärtlichkeit geboren, was man auch sagen mag. Die Freundschaft ist zum Leben notwendig. Zwischen zweierlei Geschlechtern ist es die Liebe; aber sie muß jedenfalls in unserem Herzen vorhanden sein — wäre es auch nur für ein Tier, eine Pflanze, einen Traum . . . .

Selma Lagerlöf

Spanischer Reisebrief

Von Anna Baumann-Kienast.

Betrachte ich mir das Bild von Spanien, meine Skizze für dich, so muß ich schnell ein paar Sachen zufügen, die ja ganz darin fehlen: da sind ja fast gar keine Häuser und Dörfer und Städte und Burgen und Paläste. Von letzteren dachte ich, daß sie ja so viel abgebildet werden, aber von den Stadtbildern, da möchte ich doch noch ein paar Sachen sagen — von Cadix, wie vornehm die gleichartigen schweren Häuser an den unglaublich engen Straßen, durch die sich unser Sauger kaum schieben konnte — ausnehmen — wie reizvoll die pflanzengeschmückten Innenhöfe der Cordovahäuser hervorschimmern, wie drollig neugierig-bourgeois die Glasvitrinen von oben bis unten sich machen — und wie kokett in hundert andern Städten die tausend und tausend Erker und Balkone. Und daß Madrid dadurch, daß seine Häuserreihen sehr hoch sind, — bis zu zehn und mehr Stockwerken — und viele Straßen nicht breit und daß sehr viele bergauf und -ab gehen, stets ein ganz hoher, in einem ganz phantastisch silhouettierten Himmelsraum eingerahmt erscheint, und daß dieser Himmel von wunderbarer Farbe und Leuchtkraft ist, sei es Tag oder Abend oder Nacht — er wogt förmlich dort oben über den schwarzen Wänden.

Und Dörfer, Häuser — sie sind ja so köstlich, oft ganz aus Stroh, — oder Palmblattdächern bis an den Boden: (Fächerpalmen wachsen als Unkraut auf weiten Strecken: Palmenwüsten). Nicht zu verwechseln mit den Dattelpalmen, die zu Hunderttausenden, Millionen, kultiviert sind. Oft sind Dörfchen ganz aus Blechkübeln zusammengeflickt, meist aber natürlich aus Steinen gemauert. Und zwar sehr oft aus kindskopfgroßen Rundsteinen, die regelmäßig hintereinander liegen, oft durch eine Lage von Backsteinen getrennt und damit ein schönes Muster erzielend. Oft roh, oft getünkt, oft farbig breit Türen und Fenster umfaßt. Fast überall mit Hohlziegeln eingedeckte Dächer wechselseitig sich überfassend gelegt, und zum Abschluß die Halböffnung ausgekalkt, was sehr dekorativ sich ausnimmt; oft liegen die Ziegel nur himmelwärts offenrund. Die Häuser, in ihrem Zueinanderliegen und den Ziegelrauten auf den Dächern, die oft auch grün emailliert sind, gemahnten mich immer etwas an chinesische Dörfer. Oft sind auch umfassende Mauern zu sehen, die ebenfalls ziegelabgedeckt sind. — Dann sieht man unendliche Mauern in den Feldern in gewissen Gebieten, die aus den herausgearbeiteten Steinen entstanden, und zwar sind sie hochkant geschichtet, was einen seltsamen Duktus ergibt. Und die Straßen! Die sind bildschön geführt und gehalten, was die großen Hauptstraßen sind, von den andern sahen wir nicht viel, aber das war bodenlos. Die Ströme sind meist unkorrigiert haben ergiebiges Diluvialterram das ungemein fruchtbar ist, drei bis vier Ernten ergibt, aber auch einmal plötzlich fort ist. Irgendwo sind große Tribünen für Sport, wohl Football, zu beiden Seiten im Flußbett, die Wogen um- und überspülen sie jetzt: der Festplatz ist ein dunkelbraunrotes Gebrodel des Guadalquivir. Und in meinem Bild von Spanien, da fehlen ja die Eselchen! Wie kann man nur. Wo sie doch so reizend sind, in jeder Nuance von lichtem beige bis zu tiefem Grau Auf ihren schmalen Rücken geduldig Mann oder Frau, Groß und Klein oder breite Gestelle und Bündel von hinten und vorn und quer überladen, stets mit ihren leisen behenden Hufen liebenswürdig und eifrig davontrabeln. Und in das Bild gehören Millionen Schafe und Pferde und Kühe und schöne Stiere auf der Weide! Und auch noch fällt mir ein, daß vom Essen ein Wort könnte gesagt sein. In den großen Hotels bekamen wir natürlich mehr oder weniger immer das gleiche internationale Futter. Eiergerichte, Gemüse, Fische vorzüglich, Geflügel und Süßes abwechslungslos. Je größer das Hotel je langsamer und wesenloser die Kellner, jedoch stets liebenswürdig und zu lächeln bereit — Aber je kleiner das Dörfchen, je flinker bis blitzschnell die schwärzlichen Kellner und je köstlicher die Gerichte. Der Arroz, Reis und vielerlei Meergetier, Muscheln, winzige Aale, Krebse, auf mannigfache Weise kombiniert. Gebratene Fischchen, viel Knoblauch. Pinienkerne, wilde Spärgelchen und herrliche Riesenartischocken. Beinahe hätten wir auch erlernt, den immer köstlichen Wein wie die Eingeborenen aus seinem Schnabelkrüglein in weitem, fast meterlangem Strahl in den Mund springen zu lassen!

Und nun, zwei Dinge, die nicht mehr Spanien sind und doch dazugehören wie der Punkt zum J. und die beinahe Höhepunkt heißen können: Spanisch-Marokko. Von dem starrenden Gibraltar weg, und dem bezaubernden Algeciras — einem der hübschesten Hotels der Welt, in duftendem Garten eingebettet in unvergleichlich schönem Klima — fuhren wir hinüber nach Tetuan. Du denkst, du seiest plötzlich in Tausend und eine Nacht versetzt! Vollständig unberührte Araberstadt. Das Quartier der Europäer ist ganz für sich — und in die Araberstadt eingetreten bist du allein Europäer, und dicht umbrandet von orientalischem Treiben. Enge Gassen, angefüllt mit tausenden von Menschen vom schwärzesten Neger zum braunen, goldenen Araber, und nobel matten Berber-Männern mit drei, vier, fünf Mänteln übereinander, einer schöner und interessanter gemustert als der andere — auch der lumpigste — alle fast gleich geschnitten und mit kompliziertem Handnähten geschmückt — der Vornehme aus feinerem Stoff und regelmäßiger getragen, der Kleine schief und malerisch herumgehängt — die Frauen mit großen Massen weißen Wollstoffes über sich draviert, bis über den Kopf, und das Gesicht mit einer Querbinde noch besonders bedeckt, nur die Augen unter unwahrscheinlichen langen gebogenen Bürsten von nachtschwarzen Wimpern glühen hervor. Diese tragen auf dem Ganzen riesige Hüte mit Kordeln und Pompons gerafften Rändern. Naturfarben, weiß, braun und schwärzlich herrschen in den Djellabas vor, sind begleitet von herrlichem Purpur, rosa, grünspan, das darunter hervorblitzt. Die Häuser sind sich überlärmende Kuben, in seltsamem Köstlichem über und quer zu einander! Gekünkt, gewinkelt, blaugekalkt, in schwarze Verbindungsbogen untertauchend. In allem Gewühle winden sich Eselchen mit breiten Lasten beladen auf ihren freundlich-leichten Hüchen durch. Alle Butiken und Läden sind nach den Straßen hin ganz offen, und dicht besetzt mit Menschen, groß und klein. Da sind z. B. die Schneider, zu zweit oder mehreren auf Kissen gekauert, und rasch und im Takt die langen Ziernähte, stechend. Vor jedem steht ein kleiner Bub in ziemlichem Abstand, oft weit vor dem Haus in der Gasse draußen und hält die zwei Bündel farbiger Garnstränge straff, sie ständig von einem Händchen ins andere wechselnd, im gleichen Takt, wie der Schneider die Stiche setzt. Das gibt ein dichtes schönes Geflecht zwischen den Stoffbahnen. Die Kinder werden sehr klein schon zum Arbeiten angehalten, ganz kleine Büchen arbeiten in der Metallarbeitsschule, den Schreinereien, Lederstickereien, Holzmalerateliers.

cherem Sinne ausgeweitet und fruchtbar gestaltet werden könne. Sie ahnen die alles überwindende Kraft der Liebe, welche bereit ist, nicht mehr für sich allein, sondern für den andern zu leben; sie ahnen vor allem, daß das Leben in der Familiengemeinschaft nicht nur ein Leben in ihr, sondern auch ein Leben aus ihr im vollen und tiefsten Sinne des Wortes sein kann.

M. Henrici-Pietzcker.

Von Ehe und Familienleben

„Die Ehe ist eine Gottesgabe" *

Wie ist es möglich, daß sich die Jugend nicht mehr für die größte aller Gemeinschaften, für die Familie begeistern kann, die Jugend, welche doch vom Gemeinschaftsgedanken geradezu elektrisiert ist? Ich glaube der Grund liegt darin, daß sie in der Familie die zugrundeliegende Gemeinschaftsidee gar nicht mehr erkennt. Die Institution der Ehe wird als etwas natürliches, Selbstverständliches betrachtet. Das ist sie nicht.

„Die Ehe ist kein natürlich Ding, sie ist eine Gottesgabe, und der Ehestand ist ein Stand," schrieb Luther, und das ist wohl das Beste, was man überhaupt über die Ehe sagen kann. Die Ehe ist nichts Selbstverständliches. Sie ist nicht immer dagewesen, und wenn wir sie nicht Kraft unseres Willens festhalten, wird sie auch wieder verschwinden. Es hat viele Zivilisationen gegeben, welche die heutige Ehe nicht kannten. Die Ehe ist eine Idee.

Eine soziale Pflicht

Der Wiederaufbau von Institutionen, welche eine Ehevermittlung ermöglichen, ist eine der großen Aufgaben der Gegenwart. Vor allem die Lehrer und die Pfarrer hätten in dieser Beziehung eine schöne Aufgabe. Aber jeder von uns sollte in dieser Richtung tätig sein. Es galt früher als selbstverständlich Pflicht jedes Familienvaters, nicht nur seinen eigenen Kindern Heiratsmöglichkeiten zu schaffen, sondern sich auch seiner Neffen und Nichten anzunehmen. Das geschah in vielen Fällen einfach dadurch, daß er junge Leute zu sich einlud und ihnen so Gelegenheit gab, sich kennen zu lernen. Vor allem die Frauen könnten hier segensreich wirken, entspricht doch das Eheschmieden einer tiefen Neigung der weiblichen Natur.

Natürlich muß man sich hüten, Schicksal spielen zu wollen. Selbstverständlich bleibt die Verbindung von zwei Menschen in letzter Linie etwas Geheimnisvolles. Kein Außenstehender kann begreifen, wieso es kommt, daß ein Mann unter Hunderten von Frauen plötzlich eine sieht, bei deren Anblick ihn der Gedanke durchzuckt: die und keine andere. Es ist wohl so, daß jedes Mädchen, jeder Mann, ein Idealbild in sich trägt. Wenn nun jemand auftaucht, der diesem Idealbild mehr oder weniger entspricht, so drängt die Sehnsucht nach Erfüllung. Ob ein Mann und eine Frau zusammenpassen, kann kein Psychologe der Welt voraussagen. Das müssen die beiden selbst wissen. Die Liebe bleibt immer rätselhaft. Pflicht der Gesellschaft ist es aber, solche äußeren Bedingungen herzustellen, daß die richtige Wahl möglichst erleichtert wird.

Moralismus

Das Leben ist voller Widersprüche. Der großen Idee der Familie drohen heute zwei Gefahren: die eine ist der Materialismus, welcher den Sinn für die Größe der überpersönlichen Gemeinschaften verloren hat, die andere kommt von der entgegengesetzten Seite; es ist der Moralismus. Es zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß häufig gerade bei solchen Menschen, welche die Ehe sehr ernst nehmen, welche sich ihrer sittlichen Bedeutung voll bewußt sind, für welche sie weder hauptsächlich eine wirtschaftliche noch eine erotische Angelegenheit bedeutet, das Familienleben etwas Unerfreuliches hat. Jede moralische Einstellung läuft Gefahr, moralistisch zu werden. Diese Gefahr bedroht gerade in der Schweiz die Familie in hohem Maße. Sie macht, daß trotz der bessern Absichten aller Beteiligten die Familie häufig statt zu einem Paradies, nicht gerade zur Hölle, aber doch zu einem sehr qualvollen Aufenthaltsort wird. Die Familie ist an vielen Orten allzu pädagogisch eingestellt. Der Vater sieht in seinen Kindern mit Recht junge Menschen, die ihm zur Erziehung anvertraut sind. Nun verfällt er aber in den Fehler, daß er sich jeden Tag, jede Stunde, jede Minute als Erzieher fühlt und dadurch erreicht, daß die Kinder in ihm schließlich nur noch den Erzieher sehen. Auch die Ehegatten selbst kommen in ihrem Bestreben, sich gegenseitig ein sittlicher Halt zu sein, mit der Zeit in ein gegenseitiges Korrigieren hinein, von dem sie nicht mehr loskommen.

So wird die Familie zu einer freudlosen moralischen Anstalt, in der nicht die geringste Fröhlichkeit mehr aufkommen kann.

Es ist nicht so, daß die einzelnen Familienglieder das Lachen verlernt hätten. Die Kinder lachen mit ihren Spielkameraden, die Mutter lacht, wenn sie mit ihren Freundinnen beim Kaffee sitzt, das dröhnende Lachen des Vaters ist am Stammtisch berühmt, aber im Schoße der Familie können sie nicht mehr lachen.

Es fehlt nicht an periodischen Versuchen, aus dieser überpädagogischen Einstellung herauszukommen. Man beschließt, zusammen mit den Kindern einen Familienausflug zu machen. Aber man bringt die harmlose Fröhlichkeit, welche zum Wandern notwendig ist, nicht mehr auf. Die Kinder wollen die Eltern an der Hand halten; aber da man sie nicht verwöhnen will, sagt man zu ihnen, sie seien groß genug, um allein zu gehen. Diese Zurückweisung ärgert die Kinder, sie fangen an, aus Protest mit den neuen Schuhen Steine vor sich herzustoßen, was wiederum Anlaß zu unerfreulichen Auseinandersetzungen gibt... Die Kinder wehren sich ursprünglich verzweifelt gegen die Atmosphäre der Freudlosigkeit. Solang sie ganz klein sind, gelingt es ihnen meistens, die Eltern durch ihre natürliche Heiterkeit mit sich zu reißen. Aber sobald sie in das Alter kommen, wo die eigentliche Erziehung beginnt, ändert sich das Bild. „Tu nicht so dumm!" heißt es, sobald das Kind seine gute Laune auf eine Weise äußert, die den Erwachsenen mißfällt. So kommt es allmählich zur Vorstellung, daß Fröhlichkeit und Lustigkeit im Kreise der Familie offenbar ein Vergehen sind. Nach einigen Jahren fügen sich dann die Kinder in diese pädagogische Familienatmosphäre entsprechend ein. Die heiteren Seiten ihres Wesens reservieren sie für ihre Kameraden. Sie bringen es nicht mehr fertig, sich mit ihren Eltern zusammen richtig zu freuen, so wie sie es häufig nicht mehr fertig bringen, in der Familie Küsse, Zärtlichkeiten, sogar einen Händedruck auszutauschen....

Wir sollten nicht nur die Pädagogik, sondern auch die Fröhlichkeit und die Schönheit am Familientisch zu Gaste laden. Natürlich ist es nicht leicht. Die Insel der Seligen mag wohl über dem Sofa hängen, den eigenen Garten kann man nicht zum Paradies gestalten. Mann und Frau stehen in der harten Wirklichkeit. Schulter an Schulter kämpfen sie gegen Krankheit, wirtschaftliche und seelische Sorgen. Aber gerade weil das Leben sie zwingt, zusammen durch den Staub zu gehen, sollten sie manchmal auch zusammen über blühende Wiesen schreiten.

Der finstere Ernst gehört so wenig zum Wesen der Familie, wie zum Wesen der Kirche. „Die Ehe fordert Heiterkeit," sagt Jean Paul.

* Wir entnehmen diese kleinen Kapitel mit freundlicher Erlaubnis des Schweizer Spiegel-Verlag Zürich der vom Gotthard-Bund herausgegebenen Broschüre „Vom Segen der Familie", geschrieben von Adolf Guggenbühl. Die „Kostprobe" möge Viele veranlassen, zur Verbreitung der Schrift beizutragen.

Eine Broschüre zum Familienschutz

Aus den vielen Publikationen, die zu diesem Thema herausgegeben wurden, möchten wir hier eine hervorheben, weil sie sich von anderen Schriften, welche die Fragen entweder ausschließlich vom Wirtschaftlichen aus sehen und behandeln, oder dann gut gemeinte, aber mehr theoretische oder allzu oberflächlich-schlagwortartige Betrachtungen verbreiten, in besonderer Art abhebt. In ernster Ueberlegung hat Frau G. Haemmerli-Schindler das vielschichtige Problem vom Standpunkt der Frau aus anläßlich ihres Vortrages an der letzten Generalversammlung des Bund Schweiz. Frauenvereine behandelt. Der Vortrag liegt nun gedruckt vor.*

Alles, was mit Familien-Vor- und Fürsorge, was mit Mutterschaft zusammenhängt, will von ihr einbezogen werden in die Bemühungen um die Stützung und Sicherung des Familienbestandes unseres Volkes. Die Frage der Geburtenkontrolle wird offen und von hoher Warte aus behandelt, den Ursachen der Zerfallserscheinungen wird nachgeforscht, schließlich mündet die Betrachtung aus in der Schilderung aufbauender Schwangeren- und Mütterberatung; wie sie die Praxis, wenn auch in noch viel zu kleinem Umfang kennt, in der Forderung der Eidgen. Mutterschaftsversicherung, der Mütterberatung und einer grundsätzlich überall einzuführenden obligatorischen hauswirtschaftlichen Lehrzeit der weiblichen Jugend. Der Autorin, wie auch uns ist bewußt, daß im Rahmen einer Broschüre nicht alle Fragestellungen erschöpfend behandelt werden können. Wir möchten aber dennoch gerade dieser aus lebendigem Anteil und vielfacher Erfahrung herauserwachsenen Schrift einen großen Leserkreis wünschen.

* G. Haemmerli-Schindler „Familienschutz durch Mütterhilfe". Verlag Frey & Wasmuth A.-G., Zürich: Preis 80 Rp. — Erhältlich im Buchhandel.

Liebe ist sicher nicht das auffallendste Kennzeichen im Kampf ums Dasein. Aber es liegt eine tiefe Wahrheit darin, wenn gesagt wird, daß in einer Welt, die auf den ersten Blick ein mörderlicher Kampf aller gegen alle scheint, das Element der Liebe unbestreitbar und unvermeidlich als ein Sauerteig wirkt, um das Ganze zu verwandeln. Die soziale Ordnung hierauf zu gründen, ist der Weg der Kultur.

Gilbert Murray

Lina Bögli

† 22. Dezember 1941

Als 1912 Lina Böglis Buch „Vorwärts" erschien, in dem sie ihre 10 Jahre dauernde Weltreise beschrieb, da machte es seinen Siegeszug durch das ganze Land. Allerorts wurde es gelesen, bewundert — übersetzt wurde es in neun Sprachen — und von allen Teilen der Schweiz kamen Anfragen an die Verfasserin, sie möge doch kommen und in Vorträgen von ihren Reisen erzählen. Man wollte sie auch persönlich kennen lernen, diese mutige, kleine Frau, die nur mit dem Billet nach Australien und fünf Pfund versehen, es zustande gebracht hatte, von 1892—1902 den Erdkreis zu umwandern und sich die Welt zu erobern.

Sie hatte die damals gewöhnliche Form eines Frauenlebens gesprengt, erweitert. Wie sie das Wagnis bestand, was sie in den Gegenden, auf die heute das politische und militärische Interesse sich konzentriert, erlebte, in Australien, auf den Philippinen, den Hawaiischen Inseln, in China und Japan, das möge man in ihren Büchern, die noch jetzt eine anfeuernde Wirkung auf die Jugend ausüben, nachlesen. Was ich will, ist, von ihren

Jugend- und Lehrjahren

erzählen, die sie befähigten, ein so reiches, aber auch an Mühsalen schweres Leben sich auszuwählen.

Sie ist im Jahre 1858 in einem einsamen Bauernhof der Buchsiberge als jüngstes Kind ihrer Eltern geboren. Da ihre Geschwister — meist Stiefgeschwister — alle fort, meistens verheiratet waren, als sie zur Welt kam, konnte sie sich schon früh an das Alleinsein gewöhnen. Heiter war ihre Jugend nicht, so schrieb sie mir, freud- und freundlos, und diese Einsamkeit bedrückte sie in jungen Jahren sehr. Aber wie sie sagte: „Später sah ich ein, daß sie zu meiner Erziehung gehörte; denn wäre ich im heiteren Familienkreise aufgewachsen, oder hätte ich einen Kranz von Freunden um mich gehabt, so hätte ich meine Weltreise gar nicht ausführen können; denn dann hätte ich die Einsamkeit, das seelische Alleinsein, nicht ertragen. Auch das Entbehren und Entsagen, das ich so früh lernen mußte, kam mir auf meinen Reisen gut zu statten."

Der Traum ihrer frühen Jugend war, Lehrerin zu werden. Aber der Kosten wegen ging es nicht, auch weil sie, wie sie mir erklärte, im Rechnen stockdumm gewesen sei und fast alle Tage deswegen an der Wandtafel ein kleines Martyrium durchzumachen hatte. „Aber wer weiß," bemerkte sie dazu, „zu was mir diese Demütigungen gut waren!" Einst bei einer Inspektion des gestrengen Inspektors von Buchsi (Herzogenbuchsee, sei für Nicht-Berner vermerkt. Red.), die auch den guten Schülern Glieder und Zungen lähmte, erfaßte sie dagegen so eine Art Schlachtbegeisterung, sie konnte alle Fragen so gut beantworten, daß der Inspektor sie an den ersten Platz setzte. „Natürlich ging ich am nächsten Tag wieder an meinen alten Platz. Die Genugtuung aber hat mich durchs Leben begleitet, daß ich doch wenigstens einmal oben war." Der Wunsch, Lehrerin zu werden, blieb. Aber wie ihn ausführen, ohne Wissen, ohne Geld, ohne Hilfe von irgend einer Seite??

Als Kindermädchen in Polen.

Sobald sie aus der Schule war, mußte sie ihr Brot verdienen, und zwar fing sie mit fünf Franken Monatslohn an. Sie hatte ein besonderes Geschick, mit Kindern umzugehen, wurde Kindermädchen und als solches mit 25 Franken Lohn monatlich nach Polen engagiert. Polen wurde ein Wendepunkt in ihrem Leben, nicht finanziell, aber sie fand doch endlich Menschen, die sie errieten (wie sie mir schrieb), die sie ihres Lerneifers wegen nicht zankten oder auslachten, sie dagegen anspornten und ihr halfen, wie sie konnten. Abends, wenn die Kinder im Bett waren, durfte sie mit Herrn und Frau von Sczaniecki im Salon sein, die Frauen arbeiteten, der Herr las ihnen vor, deutsch oder französisch, Memoiren, geschichtliche Werke, Dramen, Reisewerke wie Livingstones und Stanleys Reise durch Afrika, Schliemanns Ausgrabungen in Troya und Griechenland. Diese guten Menschen ließen ihr Stunden geben in Literatur und Geschichte, wurden ihre geistigen Eltern, ihr Heim blieb ihr durchs ganze Leben ein Heim. Sie war „Lina im Glück".

Schülerin in Neuenburg.

Als sie 1200 Franken zusammengespart hatte — es ging langsam bei den damaligen Löhnen — kam sie nach Neuenburg und setzte sich dort — 28 Jahre alt — auf die Schulbänke der Ecole supérieure. Von der Primarschule Oschwand in die Supérieure nach Neuenburg! Wie sie dort arbeiten mußte, um die vielen Lücken auszufüllen! Allerdings war sie durch das viele Lesen und den Umgang mit den gebildeten Polen in vielen Fächern den andern voraus; aber „schusten mußte ich doch". Wie sie lebte, um ihre 1200 Franken ausreichen zu lassen! Sie nahm nämlich nie einen Franken von jemandem an, außer sie hatte dafür gearbeitet. Für ihr Zimmer, das sie natürlich selbst besorgte, bezahlte sie zehn Franken; zum Frühstück und Abendessen machte sie sich dünnen Tee ohne Milch und aß trockenes Brot dazu. Das Mittagessen, für das sie 30 Rappen bezahlte, holte sie sich in einer Pension und machte sich oft aus einer Mahlzeit zwei. Für Kleider und Vergnügen blieb selbstverständlich gar nichts übrig.

Aber so viel Geld hatte sie noch, daß sie nach absolviertem Fachexamen nach England fahren konnte, wo sie bald an einer großen Schule eine Stelle fand. Später kehrte sie zu ihren polnischen Freunden zurück, blieb dort, bis sich die Töchter verlobten und verheirateten, und dann trat sie am 12. Juli 1892 ihre Weltreise an, deren Dauer sie auf

10 Jahre

fixiert hatte. Am 12. Juli 1902, wie es ihr unbeugsamer Wille gewollt, kehrte sie nach Krakau zurück, von wo sie ausgegangen war. Auf dem abgelegenen Landgut ihrer polnischen Freunde schrieb sie ihr „Vorwärts" und einige Jahre später auch ihr zweites Buch „Immer vorwärts" nach ihrem vierjährigen Aufenthalt in Japan und im Reich der Mitte. —

Die Träume.

Ein sehr lebhaftes Traumleben charakterisierte ihre Jugend. Träume spielen überhaupt in ihrem Leben eine große Rolle. Was ihr die einsame, freudlose Jugend nicht bot, wurde ihr alles im Traumleben zuteil. Die Wirklichkeit: ein einfaches Bauernkind in den Buchsibergen — im Traumleben: ein Leben in den höchsten Kreisen. So stark war dieses Traumleben, so entfernt von jeder Realität und so nicht passend zu den Verhältnissen des Bauernkindes, daß ihr Vater, wie einst der Patriarch Jakob seinem traumseligen Joseph, verbot, von ihren Träumen zu reden. Sie lebte ein Doppelleben,

---

Winzige Mädchen knüpfen bereits an riesigen Teppichen mit. Es werden da unglaublich schrille Anilindinge angefertigt — ein Widerspruch zu der Unberührtheit! — aber im Museum für marokkanische Kunst in einem alten Palast sind wunderbare Stickereien, Gewebe und Metallkunst beisammen. Wir erwarben auf der Straße von einem Bergbewohner Riff-Kabilen eine dichte braune, rauhwollene weitgestreifte und bestickte Djallaba, die uns besonders gefiel und die wir ihm vom Leibe erhandelten, für beschämend wenige Pesetas, und er freute sich noch und eine stolz in der purpurnen, die darunter war, davon. Es reut mich heute noch die Hemmung, die mich nicht auch diese und die folgende weißwollene erwerben ließ! Tags sind sie alle sehr auf Handel aus. Aber des Abends wurden sie wie Kinder weich, und standen in schöner Ruhe beieinander. Tief schöne Männer, unzählige sah man auf einmal. Ueberlegene offene Antlitze von beeindruckender Gelassenheit, sehr edler Schnitt. Sehr gute Haltung. Alte Männer mit heller blanker gepflegter Haut, solche ruhigen klaren Augen unter weiter Stirn, die persische Weise aus den Miniaturen sie haben, mit ihrem kleinen Enkel sich freuten. Es gab da Ausschnitte — fast Bild um Bild, als die Sonne gesunken war. Etwas vor der Stadt saßen sie in großem Kreise und lauschten einem Märchenerzähler, der mit viel Ausdruck und Effekt alle sehr fesselte. Wie versehen sie zu sitzen und zu lauschen! Und in weitem Bogen dehnten sich die hohen und wilden Kabilenberge, die vor kurzem noch ihre freie Heimat waren — und spannte sich der immer dunkler glühende Himmel. —

Und das andere Fremde — noch fremdere, fernere: Die Inkas. Die Kultur jener Menschen, die Kolumbus und seine Nachfolger drüben in Amerika und Mexiko fanden, und zum Großteil zerstörten. Ein Schein, eine Ahnung, davon ist mitten in Spanien aufgehoben. Einige Goldhelme der Inkas, einige Figuren und Bildnisse aus dickem Gold — ihre schönen Holzgefäße, ihre Gewebe — ihre Jade Idole, eine Ahnung, ein Schimmer bloß von jenem Ausgelöschten unter der neuen Welt. —

Hier bin ich nun am Ende — nur ein Bild taucht mir noch auf: Sonntags im Prado museum eine solche Menschenmenge, ein solches Interesse an seinen Kunstschätzen, daß man kaum Platz für seine Füße finden konnte. — Ich möchte nun wohl wissen, ob etwas dir übersprang von meiner Reise in diesem herrlichen Land? Dann wäre ich froh und du vielleicht auch. —

(Schluß.)

Bücher

Ein italienisches Kinderbuch

„Il gigante Stroncafulmini", „Riese Blitzbrecher", schläft seit bald zwei Jahrhunderten unter der Erde, wohin er, zur Strafe für seinen Uebermut, verdammt wurde. Da, eines schönen Sommertags, stößt auf ihn Pfeif-Pfeif, das Murmeltier, derweil es sich eine neue Höhle gräbt, weckt ihn auf und ruft ihn ans Sonnenlicht. Ungestüm schickt er sich an, was immer ihm begegnet, zu beugen, zu brechen, zu vernichten. Doch, nach und nach, besänftigt und bekehrt ihn die ebenso beherzte wie warmherzige kleine Sivi, und er beginnt, seine ungeheuren Kräfte zu helden- und fabelhaften, menschenretzenden, menschenbeglückenden Unternehmungen aufzubieten.

Den Kindern von heute mag dieser rauhborstige Riese zusagen, der seine Taten nicht auf Befehl abgenutzter Zauberstäbe vollbringt, sondern aus der Einsicht, einem gütigen Stimmlein folgen zu müssen, aus dem übermächtigen Drang, selbst gut zu sein. Und alle Leser, kleine und große, werden Gefallen finden an der kostbaren Sivi, die es versteht, den Riesen so lieblich zu kurieren, zu inspizieren, zu dirigieren.

Die eigenartige, durch den Verlag Hoepli in Mailand üppig ausgestattete Geschichte danken wir einer Tessinerin: Alma Chiesa. Seit dem Erscheinen ihres Erstlings, „La storia di Cico" (1938), hat sie sich beachtenswert emporgearbeitet. Anziehend ist der Inhalt, besinnlich der Gehalt ihres jetzigen Erzählens: ihre jetzige Sprache, bei aller Sachlichkeit, ist Poesie.

Falls ihm willige Nachdichterinnen erwüchsen, könnte Riese Blitzbrecher überall in Kinderlanden heimisch werden. Josy Priems, die in einnühlsamem Deutsch Francesco Chiejas Fabulierkunst diesseits des Gotthards erschloß, sollte sich auch für die lebendige Traumwelt seiner Nachfahrin mit Wucht und Schalk und Anmut einsetzen.

E. N. Baragiola.

Hans Rölli: Hier bin ich

„Hier bin ich", nennt sich das neueste Buch Hans Roellis, welches „die bunte Geschichte des jungen Hans" behandelt. Das beziehungsvolle Titelbild: Ein Fisch schnellt aus dem Netz, den Mund geöffnet, nach Luft, nach Weite, nach Freiheit schnappend. Er versucht sich aus der tödlichen Umklammerung, aus den vielerlei verschlungenen und geknüpften Garnen zu lösen. So entkommt auch der junge Roelli der Enge und Gebundenheit des gelehrten, traditionsgefangenen Vaterhauses, dem für ihn gedachten Studium, dem bürgerlichen Berufe.

In der Tat: Originell ist die raffinierte Photomontage des Buchumschlages von Katti Hubacher, reizend die Vignette eines sich krümmenden Fischleins auf blau-grünem Leinenband.

Roellis Jugendgeschichte ist die Fortsetzung seines Kinderbuches „Waldi, der Knurri und ich". Es sind seine Erlebnisse als Bankkommis, Kinderwagenverkäufer und Bademeister. Er wird an einem Meisterdetektiv in das Sommertheater engagiert und bewährt sich nach ersten Versuchen auf primitiven Bauernkiks als Stilehrer. Er wirft sich mittenhinein in das wirkliche Leben und erfühlt so in all den einfachen Berufen und Begegnungen die Wesensart des Volkes die ihn später auf den Weg des Schriftstellers weist und ihn in hohem Maße befähigt, den Reichtum der Empfindungen wiederzugeben. Als fahrendem Sänger, zu dem er geboren ist, begleitet ihn überall das Lied, die Melodie, die er auf einem alten Mandola, und später auf einer geschenkten Guitarre spielt. Er macht auch seine ersten Verse und oft erweckt er durch seine göttliche Kunst Lachen und Weinen, ersinnt sich Brot und Wein. Trotzdem er immer mitten im Geschehen steht, bewahrt er sich ein überlegenes Lächeln den mancherlei Verirrungen der Menschen, der Religion gegenüber.

Durch das Ganze geht sein Zug zum Wandern, sein Einssein mit der Natur, mit Wald und Wiese und doch bricht immer wieder Sehnsucht durch nach einem festen Punkt, nach einem Daheim, nach seinem Tätschenhaus in Wildenmatt.

Der Stil ist selbstverständlich, von der bekannten ihm eigenen Schönheit. Roelli ist ein glänzender Erzähler, lustige Einfälle wechseln ab mit lyrischen Kostbarkeiten. Liebe und natürlich sein Freund, der Tod, fehlen nicht. Entzückend ist das zarte Liebesidyll mit Yroni und die darauffolgende Eifersucht erfaßt. Seine bittersüßen Erlebnisse, die erotischen Momente sind immer gesund und fein wiedergegeben. Greifen wir eine Kostprobe heraus:

„In den Regen mischten sich schwere nasse Schneeflocken. Es wurde kälter.

Ich mußte in den Heugaden übernachten, denn bis

des der öden, einsamen Wirklichkeit und das des glänzenden Traumes. Sie war tagsüber viel gereist und lebte in ihren Traumbildern — und Erlebnissen. Sehr viel hatte sie mit dem Sternenhimmel zu tun, mit leuchtenden, funkelnden Sternen. Sie standen ihr zu Diensten, sie leuchteten ihr. Die Träume, die sie mir ausführlich erzählte, böten einem Erzieher und Psychoanalytiker wertvolles Material: ihre Sehnsucht, ihre unbewußte Zielsetzung geben sich in ihnen kund. Später, als sie die Welt „erobert" hatte und in hohen gesellschaftlichen Schichten verkehrte, da verschwand dieses Traumleben. Als sie die zum großen Teil oberflächliche, frivole Art des gesellschaftlichen Lebens der höchsten Kreise kennen gelernt hatte, da mag es seinen Glanz verloren, mag auch ihre Sehnsucht nach den Höhen des Menschenlebens gestillt worden sein. Auch in Zeiten tiefer Gemütsdepressionen und Niedergeschlagenheit, wie z. B. nach dem Tode ihres sehr geliebten Vaters — die Mutter hatte sie mit 12 Jahren verlorem — halfen ihr Träume aus diesem Einsamkeitsgefühl heraus.

Bei wichtigen Entschlüssen, die ihr Leben von Grund aus geändert, sie in glänzende Verhältnisse geführt hätten, ließ sie sich von Träumen leiten. — Sie wurde eine tief religiöse Natur.

Der Grund zur Weltreise.

Nicht daß sie als Kind an Reisen gedacht hätte. Auch war ihr Entschluß zu der großen Weltreise nicht vorbedacht und erwogen, sondern eine spontane Eingebung, ein Gedanke Gottes, wie sie es mir gegenüber nannte. Als ich aber bemerkte, es müssen doch tiefere Gründe vorhanden gewesen sein, die in ihr den Gedanken an eine so ungeheure Reise, wie 1892 eine Reise nach Australien für eine ganz alleinstehende Frau bedeutete, entstehen ließ, da hatte ich recht erraten. Ich vernahm die Geschichte ihrer großen, einzigen und tapferen Liebe. „Er" war polnischer Offizier, mit Leib und Seele seinem Beruf ergeben. Wenn sie zusammenkommen wollten, mußte er eine Kaution von 50,000 Kronen hinterlegen, oder seine Karriere aufgeben. Er war bereit, es zu tun und gab dem Ministerium seine Entlassung ein. Lina Bögli hatte aber an andern Verhältnissen beobachten können, wie ein solcher Verzicht eines Mannes auf seine Karriere um der Liebe willen nicht zum beidseitigen Glück führe. Ihre Liebe war auch so groß, daß sie ein solch großes Opfer nicht annehmen konnte — so verzichtete sie. Er aber wollte nicht — da legte sie zwischen sich und ihn die halbe Welt und einen Zeitraum von zehn Jahren. Sie sagte mir: „Es brauchte keinen Mut zu diesem Entschluß: es war Flucht vor meinem Gefühl. Und da meine Liebe nicht vornehmlich sinnlicher Art war, konnte ich es tun." Die zwei haben sich während ihrer zehnjährigen Abwesenheit nie geschrieben. „Das hätte ich nicht ausgehalten."

Als sie nach zehn Jahren zu ihren geistigen Eltern zurückkam, — wer stand da im Bahnhof in Wien ihrer wartend, in Zivilkleidung, so daß sie ihm beinahe nicht erkannt hätte? Der Freund — er begleitete sie und wiederholte die Werbung. Es war das letzte mal, daß er es tat und sie sich sahen. Er machte dann eine glänzende Karriere als Offizier und starb, unverheiratet, den Heldentod als Kommandant der Festung F. 1914.

Lina Bögli war überzeugt, daß, weil sie damals das Opfer um des andern willen gebracht hatte und ihrer Pflicht treu geblieben war, es ihr deshalb dann im Leben so gut erging. Sie war sicher, daß sei damals die für beide allein richtige Entscheidung gewesen. Auf ihren Reisen, da sie in Ländern lebte, wo die Frauen in Minderzahl sind, hätte sie öfters Gelegenheit gehabt, zu heiraten, sie hat es nicht gekonnt. Es gab für sie nur einmal das große Gefühl. — Nun ist sie dahingegangen, und als letztes Geschenk gab ihr, der Tapferen, Gott einen sanften Tod. Sie ist würdig, jenen bedeutenden Frauen, die der Buchsi- und Langenthaler-Boden hervorbrachte, beigesellt zu werden, einer Amélie Moser, einer Maria Waser, einer Emma Graf. Sie, eine Frau ohne Furcht und Tadel, ist eine Vertreterin der heroischen Zeit der schweizerischen Frauenbewegung.

Vom Frauenhilfsdienst im Ernstfall

II.

Lottas im Dienst

In einem finnischen Blatte schildert der Frontkorrespondent L. v. Nummers seine Eindrücke beim Besuch einer

Lotta-Kantine

an der Front. Eine Leserin unseres Blattes in Finnland hat den Artikel für uns übersetzt. Da heißt es:

„Lotta L., die schon um 4 Uhr aufgestanden war, um das Brotbacken zu besorgen, stellt mit einem Seufzer ihr abgestoßenes „Russenporzellan" auf das Schrankbrett und sieht sich um in ihrer Küche.

Dann erzählt sie: „Einmal, in einem Dorf, schlugen wir unser Zelt mitten unter einer Anzahl der dort gefallenen Russen auf. Da gab es nichts anderes zu tun, als die Leichen ein wenig beiseite zu bringen. Die Nachbarschaft war nicht die beste und angenehmste, aber wir mußten doch einen trockenen Platz für unser Mehl und unsere Rechenschaftsbücher haben und auch etwas Regenschutz für uns selbst. Der Marsch durch den Schlamm und Moor des Urwaldes bei Kaskana hatte unseren Kräften doch tüchtig zugesetzt, aber man lernt es, mit der Zeit, auch im Fallen und Zusammenbrechen vorwärts zu kommen, — so paradoxal es auch klingen mag. Nicht immer haben wir besonders viel zu bieten gehabt, aber die Hauptsache ist ja, daß man mit dem, was man hat, rechtzeitig an Ort und Stelle ist. Die Männer an der Front, in der vordersten Feuerlinie, wissen, wer mit ihnen Schritt hielt, wer mit ihnen war und wer es nicht gewesen ist.

Wie wir es im Dorf B. haben, sehen Sie. Es ist eine feine Stelle für eine Kantine, wenn man bedenkt, wie viel schlechter es eigentlich sein könnte. Vor ein paar Tagen sah wohl das Haus wie ein Schweinestall aus und der Fußboden geht in Wogen und irgend einen Ofen, wo man den Kaffee, d. h. das Surrogat, kochen konnte, gab es auch nicht, und es wimmelte nur so von allerlei Ungeziefer. Aber es ist schier unglaublich, wie viel man mit Seife und Bürste und gutem Willen in kurzer Zeit zustande bringen kann. — Ein Troßknecht, der 2—3 Meilen, bei 30 Grad unter Null, auf seiner Fuhre gefahren kommt, ist seelenfroh, eine Tasse heißen Surrogates zu bekommen und auch über etwas Stubenwärme. Es ist trotz allem ein richtiges Haus. Mit Zimmern. Man hat Platz für sich und sein Hab und Gut und kann sich wenden, ohne das Kleid am Kamin zu verbrennen, wie im Zelt. Es ist schön, ein Haus zu haben. Auch wenn es undicht ist und der Fußboden in den Zimmern bergauf und bergab geht."

Eine Jung-Lotta gibt mir da mit dem Teebrett einen Knuff in den Rücken. Es ist ein patziges Schulmädel (aus der achten Klasse), mit energischem Stupsnäschen, — eine von dem Dutzend, die der ergrauten Chef-Lotta und den grauen Soldaten, durch dick und dünn, bis hieher, ans Ende der Welt, gefolgt sind.

Dies ist unsere südlichste Kantine, und, was das anbelangt, auch wohl die östlichste.

„Denken Sie sich," sagt die Jung-Lotta, und lacht mich echt schulmädelhaft an, „von hier aus ist es gleich weit nach Hesingfors und nach Moskau. Und ich habe auf der Karte nachgesehen, mit der Eisenbahn habe ich noch weiter bis nach Hause." —

Jetzt fährt der Kantinenschlitten ab, mit Hustenpastillen und Feldpostkarten, Zwieback und Surrogat, von Bataillon zu Bataillon, von Kompagnie zu Kompagnie, längs meilenweiten, einsamen Etappenwegen, wo im Dickicht und

Interessiert Sie das?

Viele meinen, unsere heutigen

Lebensmittelrationen

seien kleiner als diejenigen von 1918. Das Gegenteil ist richtig, wie die Statistik zeigt.

Artikel:	Dez. 1918 g	Dez. 1941 g	Unterschied g
Zucker	600	750	150 höher
Teigwaren	400	250	150 niedriger
Mehl	370	500	130 höher
Mais	—	500	500 höher
Reis	400	500	100 höher
Hafer/Gerste	75	500	425 höher
Hülsenfrüchte	frei	250	früher nicht rat.
Milch (Tagesrat. in dl)	4	frei	ab 1. 1. 42 auch 4
Fettstoffe (Butter, Speiseöl, Speisefett)	500	750	250 höher
Käse	250	400	150 höher
Brot (Tagesration)	250	heute noch frei	
Bohnenkaffee	frei	150	früher nicht rat.
Kaffee-Zusatz (usw.)	frei	100	früher nicht rat.
Kartoffeln (Jahresrat. in kg)	100	frei	heute noch frei
Einmachzucker (Jahresrat. in g)	4000	4500	500 höher

Wir machen es so:

Zum „Problem der Hausangestellten" (vergl. Nr. 47 vom 21. Nov.) schreibt uns eine Hausfrau:

„Eines schickt sich nicht für alle." Das weiß ich wohl, und nur in diesem Sinne möchte ich kurz erzählen von ein paar Erleichterungen für die Hausangestellte. Erleichterungen, die nun eben gerade in unserem Haushalt möglich geworden sind im Laufe der Jahre. Denn ich erinnere mich gar gut an jene strenge Zeit, da die Kinder noch klein waren, und da unsere damalige gütige Marie und ich abwechslungsweise nur jeden zweiten Sonntag durchgehend, d. h. den Sonntagnachmittag mit dem Nachtessen, „frei" hatten. Wie freute ich mich doch damals stets auf meinen freien Sonntag! Ja, fast mehr noch als meine Marie, die stets behauptete, ihre Kinder-Sonntage seien ihr genau so lieb, da ihr dann die Kindli ja ganz allein gehörten! Sobald es aber anging, bekam sie dann jeden Sonntagnachmittag bis zum Nachtessen frei, und nach und nach, mit dem Wachstum der heute erwachsenen Kinder, wurde es mir möglich, der Hausangestellten mehrmals per Monat, später sogar jeden Sonntag durchgehend frei zu geben. So halten wir es heute, und zwar schon seit langem. Dazu brauchte es allerdings ein gewisses „System", wenn ich so sagen darf, und wir wußten es auch nach und nach immer besser herauszufinden.

Wir machen es so: Als Sonntag-Nachtessen gibt's im Sommer immer das fixfertig vorgerichtete Birchermüesli, im Winter immer eine währschafte Suppe (Hafer, Gerste, Reis etc.), die ich nur aufzuwärmen brauche. Dazu Tee oder Milch-Kaffee und vielleicht ein Käsli — so man hat heute! Nachher wird das Geschirr ordentlich zusammengestellt, das Nötigste abgespült und erst am Montagvormittag abgewaschen. Erwarte ich am Sonntagnachmittag einen Kaffi-Besuch, wird alles vorgerichtet, ich decke den Tisch gleich nach dem Mittagessen (damit's noch reicht zu einer Siesta!), und zugleich braut meine Hilfe während des Abwaschens den Kaffee, umwickelt den Kaffeekrug mit Zeitungspapier und bringt ihn unter den Kaffeewärmer, so daß ich dann um vier Uhr nur schnell die Milch zum Kochen bringen und also gar nicht lange vom Gast weg sein muß.

Da ich eben immer Hausangestellte im Alter von dreißig, vierzig Jahren und drüber hatte, konnte ich diese freien Sonntagabende gut riskieren. Es waren immer seriöse, gesetzte Mädchen, die Freundinnen, Bekannte oder Verwandte in der Stadt hatten, oder die vielleicht auch einmal am Sonntagabend in aller Ruhe in einen Vortrag oder in ein Kino zu gehen wünschten. Das ist aber kaum möglich, wenn sie aufs Nachtessen heimstürmen, ja, schon kurz nach sechs Uhr abends (!) daheim sein müssen. Und dann erst noch an vielen Orten der lange Heimweg, vom Tram aus noch ein Stück weit zu Fuß, zweimal der grüne Tramzettel, oder dann sind sie nach dem Nachtessen zu müde, um sich noch einmal aufzuraffen. Deshalb sollte wohl unbedingt an den Orten, wo es der Hausfrau möglich und die Hilfe alt genug oder sonst des Vertrauens würdig ist, der durchgehende Sonntagnachmittag, wie ihn jede Fabrikarbeiterin, jede Verkäuferin, jede Büroangestellte so selbstverständlich und so mit Recht hat, auch der Hausangestellten recht oft ermöglicht werden.

Auch allerlei andere prinzipielle Familien-Modeli zugunsten unserer Hausangestellten haben wir längst ein- und nun jahrelang durchgeführt. So vor allem das unbarmherzig-pünktliche Essen! Da brauchte es allerdings im Anfang eine tapfere, ja sogar unnachgiebige Stellungnahme meinerseits. Wir essen mittags allerspätestens um 12½ Uhr, meistens früher. Abends nie später als punkt sieben, damit's heizeiten Feierabend gibt in der Küche. Dabei gehört es aber zur allgemein bekannten und gültigen Haushalt-Ordnung, daß dennoch das eine oder andere Familienglied bei unvorhergesehener oder unverschuldeter Verhinderung ohne weiteres zu spät heimkommen darf zum Essen. Aber daheim wird nicht gewartet. Das hat übrigens auch für den Zuspätkommenden einen Vorteil. Er muß dann nicht in einer Aufregung die verspäteten Minuten zählen, sondern er weiß ganz genau, daheim sitzt man am Tisch und ißt. Wenn absolut nötig, wird rasch etwas aufgewärmt. Aber nichts wird vorher liebevoll in der Küche zurückbehalten und sorgfältig nachgekächelet. — Das alles ist bei uns so selbstverständlich geworden, kein Mensch sagt mehr ein Wort! Hat abends die Hilfe irgend etwas „vor", einen Kurs, einen Besuch, einen Ausgang, und ausgerechnet an einem solchen Abend gibt's ein langes Telephon oder irgendeine andere Verzögerung, so daß es nicht klappt mit dem pünktlichen Essen, so lasse ich das Essen genau auf die richtige Zeit bereitstellen, die Angestellte ist frei und kann gehen. Dann machen wir es einfach so wie am Sonntagnacht, räumen nachher den Tisch ab, und abgewaschen wird am folgenden Tag. Uebrigens hat das pünktliche Essen einen höchst erfreulichen Erfolg: es ist erstaunlich, wie wenig Ausnahmen vorkommen. Alle haben ihr Essen gern warm und ungekürzt und gewöhnen sich ganz einfach an, zur rechten Zeit am Tisch zu sitzen.

Ja apropos, noch etwas: Wir haben an „Sonn-, Fest- und Feiertagen" prinzipiell nie etwas Kompliziertes oder Langwieriges zum Kochen. Es gibt doch so viele extragute Sachen, die „kurz" sind und eigentlich speziell für den Sonntag passen, der ja sowieso mit einem etwas späteren Frühstück anfängt. Auch an Weihnachten, den wöchentlichen Ausgangstagen etc. sind zeit- und kraftraubende Menus streng verpönt bei uns. Was bleibt noch von Fest- und Ausgangsstimmung, wenn draußen in der Küche eine treue, fleißige Hausangestellte, die auch gerne etwas vom Fest oder freien Wochennachmittag spüren möchte, mit hochrotem Kopf hantiert und 1000 Hände haben sollte, weil mans auch gar so kompliziert haben will? Wir sind übrigens da im Laufe der Jahre ganz ge-

Genf Florissant 11

Hotel La Résidence

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.
Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.–. Pension ab Fr. 11.–. Spezielle Arrangement für längeren Aufenthalt. Tel. 41388.

85 Dir. **G. E. Lussy.**

paar Franken waren längst aufgezehrt. Wie konnte ich nur der Rosa bei der Direktorsfamilie zwei Franken spendieren; ich bin doch kein Krösus.

Aber so habe ich es stets gehalten: hatte ich Geld, gab ich es mit vollen Händen. Wenn ich einem Buben, der mir den Weg zeigte, einen Fünfziger schenkte, so war sein ungläubiges unerwartetes Erstaunen für mich viel mehr wert. Hatte ich keinen Rappen mehr, so glaubte ich sicherlich einen Menschen zu finden, der die Rappen hatte und sie dahin gab wie ich. Doch wie enttäuschen mich hierin die Menschen!

Das war mein finsteres Pech.

Der Regen durchnäßte mich bis auf die Haut, ich machte mich mismutig weiter.

Die Wolken hingen herab, die Wälder verhüllten und der alte Staub der Straße klebte klobig an den Schuhen. Ich kam mir verlassen, ja ausgestoßen vor.

Als mir der Dorfbäcker, weil ich glücklich vor seinem Laden stand, einen Brotlaib in meinen Rucksack packte, glaubte ich zu träumen. Ich vergaß schier zu danken.

Hinter mir hörte ich seit längerer Zeit ein kurioses Trippeln. Ein Landjäger hat einen andern Schritt, sagte ich mir und drehte mich um. Es war ein kleiner grauer zerzauster Hund.

Wenn ich stehen blieb, blieb auch er stehen, wenn ich weiterging, ging auch er mit. Ich suchte ihm zu verscheuchen, sprang ihm entgegen und klatschte in die Hände. Er blieb, zitterte sehr und sah mich mit runden braunen verbaunenen Augen an. „Wie heißt du, Bubli, Hektor, Güünggi, Bello, Würschlli, Anton oder vielleicht Fritzli?"

Er kam näher und wedelte. Also mußte er wohl Fritzli heißen.

Er drückte seine Schnauze an meine Hose. Er war erbärmlich.

Ich rückte den Brotlaib zur Seite, packte den Frierenden sozialisch in den Rucksack und zog die Riemen an, daß gerade noch sein wuschiger Kopf herauslugte. Er ließ es sich nicht nur gefallen, er war zweifellos zufrieden und schloß die Augen zu schmalen Spältchen.

Er war nicht schwer.

In den Dörfern zogen Rudel von Kindern hinter mir her. Fritzli belle vergnügt und die Kinder schrien und lachten.

Ein Mann stellte sich mir in den Weg.

„Wieviel willst du für den Köter?"

„Er ist unverkäuflich," sagte ich stolz.

Gegen Abend bellte es sich auf. Ich kam an einem Rebberg vorüber, in dem die Trauben dunkelblau und verführerisch hingen. Ich erinnerte mich der Wächter mit den Schrotgewehren, die sich nicht nur auf Vögel, sondern auch auf hungrige Wanderer richten.

Als ich noch unschlüssig vor einem übervollen Stocke stand, trat aus dem rötlichen Laub eine Maid mit braunen kräftigen Armen und einem runden guten Gesicht.

„Du willst eine Traube? Hier —" und sie brach mir die schönsten Dolden.

„Aber dein Hündlein mag sie wohl nicht", und sie streichelte es mit ihren rissigen, von der Erde geschwärzten Händen so fein und lieblich, daß mir warm ums Herz wurde.

„Ein braves Tierlein," sagte sie — „warum ist es so still und traurig?"

„Er hat Hunger."

„Gib ihm mir" sagte sie rasch.

Ich lachte: „Wenn du ihn willst, so mußt du mich mitnehmen."

Sie wurde rot: „Ich versteh dich nicht —"

Dann drehte sie sich halbweg um. „Woher kommst du, wohin gehst du?"

„Ich wandere, wie du siehst."

„Du bist ein Musikant?"

„Soll ich dir ein Lied singen?"

So sang ich denn, und sie begleitete mit einer klaren zweiten Stimme.

Und wie nun unsere Stimmen ineinander klangen, waren wir einander nicht mehr fremd. Ein Lied bringt näher als die schönsten Worte. „Ich komme heute abend um neun Uhr und bringe dir den Fritzli."

„Nein, es geht nicht," sagte sie kopfschüttelnd.

„Warum geht es nicht? Morgen reise ich weiter."

„Eben deshalb," erwiderte sie leise.

Schließlich verriet sie mir doch, daß sie dort in jenem Riegelhaus wohne, hintenaus dem Walde zu.

„Um neun Uhr," sagte ich leichthin und erhob mich. —

Vom Walde her stolpere ich über ein braches Feld, daß der Fritzli im Rucksack unruhig wird. Dann stoße ich an einen Zaun. Es ist sehr dunkel. Im aufflammenden Zündholz finde ich mich zurecht.

Auf dem Küchensims stehend, reiche ich der Maid nicht ohne Mühe den Rucksack und schwinge mich hinauf.

In der Ecke brennt vor einem winzigen Spiegel eine Kerze. Daneben, auf dem Boden, liegt ein Teller mit Milch und Brocken.

Fritzli schleckt gierig.

Ueber dem breiten Bett hängt die gelbliche Photographie eines alten Mannes.

„Mein Vater selig," sagt sie bekümmert.

Ich sitze auf dem Bettrand, sie sitzt auf dem niedern Stuhl mir gegenüber.

Ich hätte ihre Hände ergreifen können, aber ich tue es nicht. Das Flämmlein der Kerze gleitet über ihr braunes Haar wie kleines rötliches Wellengekräusel. Einmal liegt ihr Gesicht im Dunkel, dann wird es hell und leuchtet mir so tief entgegen, daß ich noch durch die geschlossenen Lider seinen Glanz verspüre.

„Wohin gehst du morgen?" fragt sie leise.

„Nach Wildenmatt."

„Bist du dort daheim?"

„Ich bin überall und nirgends daheim: ich kann auf einer Wiese, in einem Wald, auf einer Straße daheim sein. Jetzt bin ich bei dir. Und es scheint mir, daß diese Heimat die schönste und wahrste ist." ...

Die Geschehnisse haben ihren gesetzmäßigen Ablauf. Es öffnet und schließt sich der Ring:

„Bestalozzistr. 58."

„Der Schritt hinaus."

„Kreuz und Quer."

„Entzauberung", und zum Schluß die

„Winterliche Einkehr," das Zurückfinden zu sich selbst, das Suchen nach dem Wesen Gottes, nach dem Sinn der Dinge.

Doch wenn die Sonne den Schnee wegleckt, die Büsche wieder blühen, der Vorfrühlingswind ungestüm bläst, dann packt es ihn:

„Ueber die Sanftheit der Wiesen zu gehen, den weidenden Lämmern in die dicke Wolle zu fahren, das Lied der Füße auf den unendlichen Straßen zu hören und überallhin sich zu neigen, über die Gartenhecken zu den Blumen, über die Fensterlinse zu den Mädchen."

„Uebermorgen fahre ich.

Auf Wiedersehen, liebe Freunde!"

Das Buch, das einem Jeden im Bücherkasten stehen sollte, ist an langen Winterabenden herauszunehmen. Nach Lust und Eignung können die einzelnen Abschnitte für sich in der Stille oder laut zur Freude der andern gelesen werden.

Herausgegeben vom Schweizer Druck- und Verlagshaus Zürich, ist der Band zum mäßigen Preise von Fr. 5.50 in allen Buchhandlungen zu haben.

R. B.-M.

schickt geworden im „Abkürzen" von allerlei Mühen des Lebens!

Natürlich passen ja alle diese Gewohnheiten nicht ohne weiteres für alle Leserinnen. Ja, sie mögen da und dort einfach un-durchführbar sein. Dessen bin ich mir wohl bewußt. Und glauben Sie ja nicht, daß ich sie vor-dozieren wollte als Musterbeispiele! Aber in jedem einzelnen Haushalt, ausnahmslos in jedem, gibt es individuell-mögliche Lösungen, die eben nur gerade dort passen, dort möglich sind, dort Erleichterung und Vereinfachung bringen und der Hausangestellten, die gerade dort ihr Brot verdient, ihren Beruf leichter und somit lieber machen. Eines ist sicher: Die Hausfrau und Mutter braucht bei der Einführung solcher ihr und den übrigen Familiengliedern ein wenig unbequemen Neuerungen in den meisten Fällen etwas Mut, um ihren Standpunkt zugunsten der Hausangestellten gegenüber den übrigen Herrschaften am Familientisch tapfer zu behaupten! Aber im Grunde genommen sehen sie es ja selber ein, daß die Mutter in diesen Dingen nichts als recht hat, und nach und nach bringen sie das Oepferlein der Pünktlichkeit, einer kleinen Mithilfe oder Entbehrung immer leichter. Ich glaube, es gäbe da hundert Dinge und Möglichkeiten im praktischen Alltag, die den Beruf der Hausangestellten gerade von seinen herbsten Schärfen und Härten, die ihm immer wieder vorgeworfen werden, befreien könnten.

Vielleicht hat die eine oder andere Leserin eine weitere Erfahrung zu erzählen oder eine Anregung zu machen, und gerne würde von ihnen allen lernen die Schreiberin dieser Zeilen,

Frau O. N.

Von Büchern

Kluge Mütter — glückliche Kinder.
Von Elsa Steinmann (Verlag Benziger, Einsiedeln. Fr. 3.70.)

Im Suchen nach richtigen Lösungen heutiger Erziehungsaufgaben greift Elsa Steinmann, die bekannte Märchendichterin, durch ihr Buch helfend ein. Sie erkennt vorhandene Schwierigkeiten und sucht denselben mit realistischem Sinn, doch ohne dabei auf hohe und höchste Ideale zu verzichten, zu begegnen. Eine der Hauptaufgaben sieht sie in der Entwicklung der Persönlichkeit des Kindes: „Soll der Mensch Persönlichkeit werden, muß er denken und wollen können." Dazu kommt noch „die Ausbildung des Allerbesten, des Allervornehmsten, das der Mensch besitzt — die Ausbildung des Gemüts, die Ausbildung des Herzens". Dabei soll man den Kindern im Heim mehr Abwechslung bieten, mehr Freiheit geben, indem man sich verständnisvoller gegenüber dem Bedürfnis des Kindes nach Weite stellt.

A. K.-Bm.

Zur Altstoffsammlung

Eine Anregung. Frauen, seht Eure Bestände von Stricknadeln durch und liefert alle verbogenen Metallnadeln aus Schubladen und Nähtischen ab. Euch ärgern sie nur, als Altmetall sind sie willkommen! Wenn in einem Dorf die Sammlung von Metallabzeichen 19 Kg. ergab, gäbe es rings im Lande wohl Zentner Stricknadeln!

M.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceumclub, Rämistraße 26, Montag, 12. Januar, 17 Uhr. Literarische und Musiksektion. Beatrix von Steiger, Bern, liest aus Jeremias Gotthelf. Dora Wyß, Alt, singt alte Volkslieder. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Redaktion
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

Dorette
Das Spezial-Institut für die wissenschaftliche Pflege der Haut. Aerztlich geprüfte Kosmetikerinnen, mit In- und Auslandpraxis.
Haarentfernung, Pedicure, Gymnastik
Tel. 8 26 04 Universitätstraße 53, ZURICH

45 Strickvorlagen für das Kleinkind
Jedes einzelne Modell mit genauer Anleitung, enthält die Strickszondernummer 52 von „Meyers Schweizer Frauen- und Modeblatt". Das reichhaltige Heft wird Ihnen auf Verlangen als Probenummer kostenlos zugestellt.
Verlag G. Meyer, Zürich 8 SA8000Z Abt. 57

Frauen! Berücksichtigt beim Einkauf unsere Inserate
Der Inserent hilft uns, die Käuferin hilft ihm!

Schuhsohlerei G. Dürr Winterthur
Steinberggasse 65
bekannt für gute Bedienung bei billigsten Preisen

Detektiv K. Lier strend diskret erstes Spez. Büro
schafft Klarheit in Vertrauens-Ehesachen, Vaterschafts-Prozessfällen! Beobachtungen, treffsichere Heirats & Spez.-Auskünfte Löwenstr. 56 Bahnhof, Zürich 1, Tel. 3 99 48
a. Detektiv d. Stadt Zürich & Fremdenpolizei

SCHAFFHAUSER WOLLE
Markt Marke

Wolle und Garne kaufen Sie gut bei F. Müller-Schoch Stadthausstr. 14, Winterthur
Gratis-Anleitung

Wo kauft die Frau in Zürich?

Küchengeräte und Kochgeschirre
in extrastarker Ausführung und stabiler Schweizerqualität
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Nüschelerstr. 44
Besuchen Sie unsere Ausstellung

Gerstlauer TEA-ROOM
Bleicherweg 11-13 · Seefeldstr. 40 · Telefon 3 49 94
Bekannt für Qualitätsgebäck

Der heimelige Teeraum Marktgasse 18
Gipfeistube
W. BERTSCHI, SOHN ZÜRICH
NEU RENOVIERT

TELEPHON 3 46 86
TELEGRAMM-ADRESSE: BLUMENKRÄMER
Blumenkrämer „Das Haus, das jeden zufriedenstellt"
ZURICH BAHNHOFSTRASSE 33

Größtes Steppdecken-Spezialgeschäft
Echte Kamelhaardecken Wolldecken
Eigene Fabrik für Steppdecken
Größte, besteingerichtete Bettmacherei
Albrecht-Schläpfer Zürich
am Linthescherplatz, nächst Hauptbahnhof

Metzgerei und Wursterei Gebr. Niedermann Zürich 1
Augustinergasse (Münzplatz)
Prima Fleisch- und feine Wurstwaren

Inserieren bringt Gewinn

Zu Fabrik-Preisen Pelzmäntel Pelzpaletots
in erstklassigem Schnitt u. nach neuesten Modellen
Silberfüchse
Kragen, Capes, Füchse
Bekannt für Qualitätsware
Eig. Kürschnerei im Hause
PLATTNER
Tel. 4 23 12, Zürich 7
Jetzt Freiestr. 147
Tram 3 und 8 (Klusplatz)
Früher Sempacherstraße 29

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 3 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
30372

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, LaChaux-de-Fonds, Luzern, Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen
MIGROS

Gedanken für 1941

Der Werktag kann von Feierstimmung getragen sein. Das ist schöner als der schönste Feier-Ruhetag.

Wenn so ein ganzes Jahr vor uns liegt, ein Jahr, das schwer sein wird, und man hat den Mut, gerade in der schweren Zeit Großes zu wollen durch Arbeit und Einsatz, dann liegt in diesem Arbeitsgedanken der hohe Sinn des Feiertages.

Die Genossenschaften sind geschaffen. Voran Basel, auf dem Fuße Zürich, Bern, St. Gallen, Solothurn, Schaffhausen, Luzern, Neuchâtel, Aargau wird noch in der ersten Hälfte dieses Monats gegründet. 65,728 Genossenschafter und Genossenschafterinnen haben sich bereits zu unsern genossenschaftlichen Zielen bekannt; 100,000 bis 120,000 werden es nach Abschluß der Werbearbeit sein.

Im Jahre 1844 gründeten in England die „redlichen Pioniere von Rochdale", eine Handvoll bescheidener Textilarbeiter, die allererste Konsumgenossenschaft. Aus der Not geboren, eroberte sie sich einen schönen Teil der Welt. Im Jahre 1865 hat der weitsichtige und sozial eingestellte Großkaufmann Collin-Bernoulli in der Stadt Basel zusammen mit Gleichdenkenden die erste schweizerische Konsumgenossenschaft ins Leben gerufen. In andern Ländern ist in diesen Jahrzehnten die Konsumgenossenschaft zum Teil mächtig gewachsen, zum Teil etwas im Hintergrund geblieben. Die heutige Aufgabe der Genossenschaft ist nicht geringer als diejenige vor hundert Jahren, handelt es sich doch darum, das Werk, das verhältnismäßig langsam gewachsen und trotz seinem Wachstum in verhältnismäßig bescheidenem Rahmen geblieben ist, davor zu bewahren, in Sattheit und Selbstgefälligkeit zu erstarren. Unsere Zeit ist vom Weltstandpunkt aus gesehen schwerer als jene vor hundert Jahren. Schwere Zeit war aber immer fruchtbare Zeit, denn die Not drängt den Menschen, neue Wege zu suchen und nicht minder alte Mittel heranzuziehen, um sie zeitgemäß einzusetzen. Im Jahre 1844 war es der Hunger der Rochdaler Weber, der sie zur Selbsthilfe zwang. Heute zwingt uns die Teuerung, als Konsumenten zusammenzustehen. Es steht ein guter Stern über unserem Bemühen, ist es doch unserem Unternehmen gelungen, die Preise viel weitergehend zu regulieren als dies der staatlichen Preisregulierung möglich war. Das ist eine Feststellung und mag als solche wie ein Vorwurf klingen. Immerhin ist zu sagen, daß die staatliche Preiskontrolle mit einem unvollkommenen Handelsapparat zu rechnen hat und daher die letzten Möglichkeiten nicht ausnützen kann und wohl zum Teil auch nicht ausnützen darf. Was wir aber verlangen müssen, ist, daß der Staat die genossenschaftlichen Anstrengungen zur Tiefhaltung der Preise würdigt und unterstützt, statt sie, gedrängt von kleinen Interessenkreisen, zu bekämpfen.

In der Dezember-Session der **eidgenössischen Kammern** wurde die Migros-Genossenschaft als solche mindern Rechts behandelt. Der Antrag, daß die Migros-Genossenschaft, wie die andern Genossenschaften, Vereinbarungen treffen dürfe oder Vereinbarungen anderer Genossenschaften zum Beispiel mit dem Gewerbeverband auch für unsere Genossenschaft Geltung haben, wurde ausdrücklich abgelehnt und solche Möglichkeiten ausschließlich den historischen Konsumvereinen, den Waren- und Kaufhäusern und der Epa vorbehalten. Dies entgegen der loyalen Einsicht des Bundesrates.

Heute droht eine neue Gefahr. Wie wir an dieser Stelle mehrmals voraussagten, droht die willkürliche Einschränkung der Handels- und Gewerbefreiheit und der Rechtsgleichheit gefolgt zu werden von der einseitigen Einschränkung der Pressefreiheit. So wie bei der Handels- und Gewerbefreiheit und der Rechtsgleichheit sollen auch bei dieser Einschränkung das höhere Landesinteresse, die Wahrung der innern und der äußern Sicherheit des Landes zur Rechtfertigung dienen. Unsere Verwaltung pflegte Verhandlungen mit dem eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartement betreffend Zulassung eines wöchentlich erscheinenden Genossenschaftsblattes für unsere Mitglieder. Bis jetzt erhielten wir die Erlaubnis noch nicht. Es wird wohl jeder unserer Genossenschafter und Genossenschafterinnen mit uns hoffen, daß der Bundesrat uns nicht hindern wird, durch ein Mitteilungsblatt im Kreise der Genossenschafter unsere Ideen auszutauschen. Wir dürfen uns ja mit gutem Gewissen auf die geleistete Aufklärungsarbeit im Landesinteresse durch die „Zeitung in der Zeitung" berufen.

Die Frage der Pressefreiheit ist unendlich ernster und tiefergreifend als diejenige der Handels- und Gewerbefreiheit, die zufolge äußerer und dadurch bedingter innerer Umstände ohnehin eingeschränkt werden muß. Der Kampf um die Pressefreiheit in unserer Mitte müßte mit unendlich mehr Schärfe ausgetragen werden als derjenige um unsere wirtschaftlichen Rechte. Die Pressefreiheit, mit der die Gedankenfreiheit eng verbunden ist, ist ein Grundrecht, das mit allen Mitteln verteidigt werden muß, ohne Rücksicht auf das eigene Schicksal.

Das Verbot der Neugründung von Zeitungen ist mit dem zu gleicher Zeit gefaßten allgemeinen Versammlungsverbot vergleichbar und sollte deshalb auch in gleichem Sinne gehandhabt werden. Bis jetzt wurde uns noch keine politische Versammlung offiziell untersagt, sondern solche höchstens durch Schikanen privater Interessierter verhindert. So dürfen wir hoffen, daß in gleicher Weise das Erscheinen auch unserer Presse ohne weiteres gestattet wird, gemäß dem Inhalt des betreffenden Bundesratsbeschlusses, wonach für Presse-Erzeugnisse, die in keiner Weise das Landesinteresse bedrohen und ausschließlich schweizerischen Ursprungs sind, ausdrücklich die Bewilligung zugesichert ist. Eine besondere Dringlichkeit dafür, daß die Bewilligung raschestens erfolgt, liegt auch darin, daß viele Zeitungen („NZZ.", die gesamte sozialdemokratische Presse, eine große Anzahl Landblätter usw.) das Migros-Samstag-Inserat nicht annehmen, währenddem irgendwelche Mitteilungen von irgendwelcher Seite ohne weiteres aufgenommen werden. Die eidgenössische Gesetzgebung hat bisher die Genossenschaft gegenüber der Privatwirtschaft eher bevorzugt (Ausgleichssteuer, Ausnahme vom Erweiterungsverbot, Steuerprivilegien usw.). Auch hier sei die Erwartung ausgesprochen, daß durch den Uebergang der Pressezensur vom Oberkommandierenden der Armee auf den Bundesrat die Pressezensur nicht zu einem politischen Instrument gegen unabhängige Meinungsäußerung werde. Die außenpolitische Situation ist unendlich weniger gefährlich als zur Zeit des Verbotes neuer Zeitungen im Sommer 1940 und läßt daher eine dementsprechend weitherzigere Handhabung solcher Verbote erwarten.

Wir sind ja nur eine kleine Minorität; die Gewalt liegt auf der andern Seite. Uns bleibt nur die Waffe des geistigen Kampfes. Es wird wohl über die Landesgrenzen hinaus interessieren, ob einer tatkräftigen, opferfreudigen Opposition das Mittel des geistigen Kampfes, die Presse, aus der Hand gewunden werden soll.

Liebe Genossenschafter, mit einem prächtigen Programm, mit dem allerschönsten Beweismaterial vollbrachter Leistungen und praktisch erprobter Grundsätze treten wir das Jahr 1942 an. Unsere Hoffnung ist, den Beweis zu erbringen, daß auf dem harten Boden schwerer Zeit die Saat gelegt und eine reife Ernte eingebracht werden kann, zum Besten des Landes und — o kühne Hoffnung — vielleicht auch etwas zum Nutzen der Welt.

Es lebe die Arbeit, es lebe der Aufbau mitten in der Zeit des Abbruches!

Mitteilung an die Inhaber von Obligationen der Migros AG.

Unter Bezugnahme auf die im Schweizerischen Handelsamtsblatt erfolgende Mitteilung an die Gläubiger der Migros AG. Zürich betreffend Uebernahme der Aktiven und Passiven Obligationenschuld vom Migros-Genossenschaftsgen wir Ihnen zur Kenntnis, daß auch die Obligationenschuld vom Migras-Genossenschafts-Bund übernommen worden ist.

Im Zusammenhang mit der Uebernahme teilen wir Ihnen mit, daß wir bereit sind, denjenigen Obligationeninhabern, die dies bis spätestens zum 15. Januar 1942 verlangen, ihre Titel am 28. Februar 1942 zum Nennwert zuzüglich laufende Zinsen bis zum 28. Februar 1942 zurückzuzahlen.

Zürich, den 24. Dezember 1941.

Migros AG. in Liq., Zürich
Migros-Genossenschafts-Bund
Gottlieb Duttweiler